
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 275 Bydgoszcz / Bromberg, 1. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(15. Fortsetzung.)

Gustav Jensen tritt aus dem Verrechnungsbureau der Huesteca und schiebt achtlos die Zahlungsanweisung für die Löhne für den Brunnen Favorita Nr. Seis in die Tasche. „Hallo, Fräulein Lissy", hält er das Empfangsfräulein der Direktion auf, „ich habe mit Mister Collins zu reden. Wie ist der „Alte" heute gelaunt?"

„Fein, fein", lacht sie, „er hat heute wieder einen Brief bekommen mit der gewissen Handschrift und dem gewissen Parfüm und da ist er immer glänzender Laune. Soll ich Sie anmelden?"

„Vielen Dank für den Tip, Fräulein Lissy! Melden Sie mich bitte an."

Sie verschwindet hinter einer mächtigen, dickgepolsterten Tür. Gus benutzt den Augenblick des Alleinseins vor der Entscheidung, um vor einem riesigen Kristallspiegel die letzten Verbesserungen an seinem Äußeren vorzunehmen. Der Spiegel wirft das Bild eines Gus zurück, wie man ihn nur selten sieht. Auf den nagelneuen Schuhen stehen die tadellosen Bügelfalten einer lichtgrauen Tuchhose, unter dem dunklen Sakko rauscht ein schneeweißes Seidenhemd, eine Perlennadel leuchtet bescheiden aus der schweren Seide des Zehn-Dollar-Schlipses; und all das krönt ein schnurgerader, rosiger Scheitel. Gus lächelt seinem Spiegelbild wohlgefällig zu, knipst noch ein kleines Stäubchen vom Ärmel, fährt sich, nach einem raschen Seitenblick zur Tür, mit einem der Sofakissen über die Lackkappen, zieht die Manschetten vor, um die brillantgeschmückten, goldenen Knöpfe in gutes Licht zu bringen. Er ist bereit, den kritischen Blicken des einflußreichen Mister Collins standzuhalten. Collins ist kein Selfmademan, er hat nicht von Grund auf gedient und hat deshalb kein Verständnis für Nachlässigkeit in Kleidung und Benehmen. Die Millionen seines Vaters, eines Bostoner Bankiers, und seine guten Beziehungen haben ihn trotz seiner dreißig Jahre schon auf diesen einflußreichen Posten gebracht. Er ist weder Präsident der Huesteca, noch Direktor, er ist nur „Mister Collins", und das ist beinahe mehr.

„Mister Collins läßt bitten!"

Eine elegante, schmale Gestalt kommt Gus fast bis zur Tür entgegen, schüttelt ihm die Hand, lädt ihn ein, Platz zu nehmen, bietet ihm Whisky, Zigarren und Zigaretten an. Gus läßt sich nicht bitten, denn der Whisky ist gut, die Havanna nicht minder und die Jugend des „Alten", der eher einen Collegeboy gleicht als einem mächtigen Industriekönig, nimmt ihm jede Scheu.

„Erzählen Sie mein lieber Jensen! Was kann ich für Sie tun. Ich habe Sie schon vorgemerkt für einen Managerposten in Venezuela."

Gus schüttelt den Kopf: „Thanks, Mister Collins. Aber ich möchte lieber in old Mexiko bleiben."

Mister Collins zieht die Augenbrauen hoch und mustert mißbilligend seinen Gast. „Ein Managerposten wird von mir nicht alle Tage und nicht jedem angeboten."

Gus zögert einen Augenblick. Der Mann hat recht, ein Managerposten durch Vermittlung von Collins bedeutet gute 30 000 Dollar im Jahr. Und das Tantajucaprojekt kann trotz allem eine Niete werden. Er hat ja auch den beiden liebenswerten Jungen noch nichts Sicheres zugesagt. Verdammt, verdammt! Der unerwartete Vorschlag bringt sein ganzes Vorhaben durcheinander. Unschlüssig fährt er mit der Hand über die Stirn, fühlt plötzlich eine schmale, harte Narbe. Ein Gedanke fährt ihm durch den Kopf, ein Gedanke, der eigentlich nicht hierher gehört und doch seinen Entschluß bestimmt.

„Ich möchte doch hier in Mexiko bleiben, Mister Collins!" sagt er entschlossen.

„Ja, was hält Sie denn hier?" fragt Collins erstaunt

Gus könnte jetzt eine lange Geschichte von zwei springenden Bohnen, einem gutsitzenden Faustschlag und einer kleinen, spitzen Schere erzählen. Aber dafür hätte Collins kein Verständnis. Darum beginnt Gus gleich mit dem zweiten Grund. Collins, erst ein wenig verstimmt und zerstreut, hört dann doch mit wachsender Aufmerksamkeit den Ausführungen des gewiegten Contractors zu. Während Gus noch erzählt, drückt Collins' Finger einen Taster. „Bringen Sie mir den geologischen Befund über das Gebiet bei Tantajuca." Der Inhalt dieses Aktes scheint sein Interesse noch zu steigern und als Gus geendet hat, klopft er ihm zustimmend auf die Schulter: „Ich dachte es mir, Jensen, das nichts Geringes Sie hier zurückhält."

Gus grinst und denkt sich, daß Collins recht und doch unrecht hat.

„Im Prinzip ist Ihr Vorschlag durchaus vernünftig und annehmbar", Collins geht die Diagonale seines Bureaus mit langen Schritten auf und ab und läßt seinen goldenen Bleistift durch die Luft kreisen, „die Option läuft also noch bis fünfzehnten Juni. Das Gebiet ist nach dem Befund unseres Geologen fast sicheres Ölland. Man müßte also den Landbesitz bis zu diesem Datum fix pachten oder kaufen. Der Kauf eines Öllandes ist für einen Ausländer unmöglich und mit einer Verlängerung der Option läßt sich bei der derzeitigen fremdenfeindlichen Strömung in Mexiko nicht rechnen. Man muß also pachten. Aus der Optionsurkunde der beiden Deutschen ersehe ich, daß das fragliche Gebiet im Besitz zweier Männer ist. Haben Sie mit diesen Leuten schon verhandelt?"

„Nein, noch nicht. Ich wollte zuerst mit Ihnen sprechen. Die beiden Indios werden kaum Schwierigkeiten machen, wenn sie Geld riechen."

„Man müßte den beiden eine Landablösung und eine Beteiligung am Ertrag geben. Nehmen wir an, der Pachtvertrag wäre abgeschlossen. Es dürfte natürlich aus politischen, wie auch aus finanziellen Gründen nicht die

Huesteca als Pächterin auftreten, sondern eine neu zu gründende Gesellschaft, nennen wir sie . . ."

„John Dodson Petroleum Company", schlägt Gus vor, „der alte Dodson hat es sich verdient."

„Schön", stimmt Collins bei, fängt seinen Bleistift aus der Luft und schreibt ein paar lange Zahlen auf ein Blatt Papier. „50 000 Dollar rechne ich als Höchstpachtzins für die beiden Besitzer, ungefähr 100 000 Dollar wird der erste Brunnen kosten, 10 000 Dollar werden die Advokaten und Abgeordneten rechnen, also rund 160 000 Dollar. Die Dodson Company könnte also 2000 Aktien zu hundert Dollar Nennwert herausgeben. Die Huesteca würde durch einen Mittelsmann die Mehrheit erwerben, je hundert Aktien kämen als Anteil für die beiden Optionsbesitzer und für Sie, der Rest könnte frei gehandelt werden. Damit glaube ich Ihren Plan klar umrissen zu haben. Ich hoffe bestimmt, die Zustimmung der Direktion in Newyork zu bekommen, um so mehr als die Gesellschaft bei Alamos, also nicht allzuweit von Tantajuca, viel Material brachliegen hat. Sie wissen ja, daß Alamos eine Enttäuschung war."

Gus steht auf. „Wann kann ich mit der Antwort aus Wallstreet rechnen?"

„In längstens acht Tagen werde ich Ihnen mitteilen, ob meine Gesellschaft Ihren Vorschlag der Beteiligung ablehnt oder annimmt. Es freut mich jedenfalls, lieber Jensen, daß Sie zuerst an uns gedacht haben. Meiner Unterstützung sind Sie sicher. Good bye!"

Gus drückt die Tür hinter sich zu, eilt durch den Vorraum, springt die ersten Stufen hinunter. Doch sein Schritt wird immer langsamer und nachdenklicher, sein erst strahlendes Gesicht immer finsterer und grübelnder. Und als er die breite Drehtür des Eingangs hinter sich hat und auf die sonnendurchflutete Calle Colon tritt, schüttelt er unwillig den Kopf. „Idiot, der ich bin! Dreißigtausend sichere Dollar jährlich auszuschlagen — für was, für was denn?"

„Hallo Gus", schreckt ihn eine bekannte Stimme aus seinen Gedanken, „bist du nach Hollywood verpflichtet als erster Liebhaber oder kommst du von einem Begräbnis?"

Gus schüttelt zerstreut eine Hand und schaut verärgert und mißbilligend auf seine Bügelfalten. „Hast recht Billy", knurrt er, „komme eben von einem Begräbnis."

„Geh doch heute mit ins Bolivar!"

„Billy, bist ein Prachtkerl", Gus klopft seinem Bekannten begeistert auf die Schulter, „du hast das Richtige gefunden. Und darauf gehen wir jetzt einen trinken."

Arm in Arm schlendern die beiden der „Stadt Madrid" zu. Vor der Agentur einer italienischen Schiffahrtsgesellschaft erinnert sich Gus seiner zweiten Aufgabe in Tampico. „Warte einen Moment, Billy!" Er läßt ihn auf der Straße stehen und tritt ein.

„Wann geht der nächste Dampfer nach Europa", fragt er den Beamten, „in zwei Monaten erst, glaube ich."

„Nein, Señor, Sie haben Glück, schon in vier Tagen."

„Verdammt!" Gus macht kehrt und stapft wortlos neben Billy weiter. Die Auslage eines Modesalons hemmt wieder seinen Schritt. Mit starrem Lächeln schaut einer zierliche blonde Kleiderpuppe unter einer kostbaren Spitzenhaube auf ihn. Diesmal muß Billy lange warten, bis Gus wieder aus dem Geschäft kommt, ein mächtiges Paket unter dem Arm.

Und dann hält er dem Verwunderten plötzlich die Hand hin. „Bye, bye, Billy! Mußt heute doch allein ins Bolivar gehen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilt er zur nächsten Autodroschke und steigt ein. „Nach Panuco, Huesteca Camp. Aber schnell!"

*

„Geben Sie acht, Fräulein Luise, jetzt kommt was für uns zwei!" Frank Leßner legt eine neue Platte auf das Koffergrammophon, das in einer Ecke von Jensens Zimmer ein sonst wenig beachtetes Dasein führt. Luise, die eben ein geometrisch genaues Quadrat aus dem Hosenboden eines Overalls herausschneidet, sieht auf und summt leise die Walzermelodie mit, Lorito, der auf der Rückenlehne des Sessels sitzt, scheint für Dreivierteltakte kein Verständnis zu haben und protestiert mit lautem Gekrächze und Flügelschlagen. Durch den Moskitodraht des offenen Fensters schwebt ein leises, bald anschwellendes, bald absterbendes Zirpen und Summen, taktmäßig zerschnitten durch das eintönige Stampfen der Lokomobile.

„Wo nur Mister Jensen so lange bleibt!" meint das Mädchen mit leiser Unruhe, „es wird schon dunkel."

„Darüber brauchen Sie sich keine Sorge zu machen", versucht Vic Kroll sie zu beruhigen, „er war schon lange nicht in Tampico und wird sich sicher im „Bolivar" oder „Louisian" unterhalten. Ich erwarte ihn kaum vor morgen früh. Was sollen wir Ihnen jetzt vorspielen?"

„Nichts!" antwortet Luise kurz. „Ich will nichts mehr hören."

Vic und Frank treffen sich in einem schmunzelnden Blick, doch Lorito ist weniger diskret und übersetzt die geheimen Gedanken Luises mit einem: „Lomp, Lomp!"

„Das kann ich doch nicht glauben von Gus", versucht Frank die Situation zu retten, „wo er doch weiß, daß wir gespannt auf seine Nachrichten und Sie ebenso sehnsüchtig auf die Schiffskarte nach Europa warten."

Luise wirft dem Sprecher einen unsicheren, mißtrauischen Blick zu. Aber Franks Gesicht bleibt todernst. Trotzdem fühlt sie sich verpflichtet, ihre Meinung in dieser Sache eindeutig klarzustellen. „Natürlich warte ich! Lieber heute als morgen möchte ich aus diesem greulichen, qualmenden Mexiko heraus. Ich werde froh sein, wenn ich euren lieben Freund Gus, dieses lange Laster . . ."

Sie unterbricht sich mitten im Satz und horcht auf. „Ich glaube, ein Wagen kommt ins Camp. Das kann doch nur . . ."

„. . . das lange Laster sein", ergänzt Frank.

Bremsen knirschen vor der Baracke, die Tür fliegt auf, in ihrem Rahmen steht schwer bepackt, mit lachendem Gesicht, der Erwartete.

„So, Kinder, hier bin ich!"

„Hallo, Gus, was gibt es Neues, was bringen Sie uns?"

„Nur langsam, langsam, eins nach dem anderen." Er stellt zwei Koffer vor Luise nieder. „Hier ist Ihr Gepäck, Fräulein Luise. Die Angelegenheit mit dem Chinesen ist geordnet, Sie haben nichts mehr zu befürchten. Und hier", er legt ihr das Paket aus Tampico auf den Schoß, „ist noch was dazugewachsen. Das soll nur ein kleiner Trost für Sie sein, denn ich habe auch eine böse Nachricht für Sie. Das nächste Schiff nach Europa geht erst in drei Monaten."

„In drei Monaten!" Das klingt beinahe wie ein Aufatmen; sie scheint das zu fühlen und verbessert sich in einem enttäuschten, bedauernden Tonfall: „In drei Monaten erst!"

„Leider", heuchelt Gus, „aber ich habe alle Schiffahrtsbureaus abgelaufen. Deshalb ist es so spät geworden."

„Und Herr Kroll glaubte schon, Sie seien in ein Tanzkabarett gegangen."

„Ich! In ein Tanzkabarett!" entrüstet sich Gus, „ich habe auch nicht im entferntesten daran gedacht."

„Ja und wie steht unsere Sache?" drängt ungeduldig Vic.

„Gut, ausgesprochen gut! Die Gesellschaft zeigt großes Interesse. Die endgültige Entscheidung bekomme ich in einer Woche."

„Das heißt also, Sie werden unser Partner!"

„Ja, hier meine Hand!"

„Und die Bedingungen?" fragen beide begierig wie aus einem Munde.

„Wir bekommen jeder hundert Vorzugsaktien und sind mit je fünf Prozent am Ertrag beteiligt. Das wirft, wenn die Bohrung Erfolg hat, einen schönen Betrag für jeden ab. — Nun, Fräulein Luise, wie gefällt Ihnen die Mantilla?"

„Ja, aber Herr Jensen, das kann ich doch gar nicht annehmen!"

„Das müssen Sie sogar annehmen. Und müssen es doch nach Ecksburg mitbringen. Oder beabsichtigen Sie statt dessen, im Ecksburger Boten Ihre Erlebnisse in Mexiko zu veröffentlichen?"

„Dann danke ich Ihnen vielmals. Zum nächsten Ball in Ecksburg werde ich als Mexikanerin gehen."

„Vergessen Sie nur Ihren Dolch nicht", meint Gus und zeigt auf die Schere, „der gehört unbedingt dazu!"

Die beiden Freunde hören kaum zu. Ihre erste Freude über die gute Nachricht ist einer bitteren Enttäuschung gewichen.

„Wieviel Aktien werden eigentlich ausgegeben?" fragt Frank.

„Zweitausend", antwortet Gus und wirft kunstvoll die Mantilla um Luises Schultern.

„Und wie hoch ist unsere Beteiligung?"

„Fünf Prozent, das sind pro Tonne Rohöl siebeneinhalb Cents. — Also Sie werden Aufsehen erregen in Ecksburg, Fräulein Luise!"

Frank und Vic stehen gleichzeitig auf. „Gute Nacht, Fräulein Luise! Gute Nacht, Gus!"

Wortlos schlendern die beiden zur Ölquelle. Gespenstisch ragen die geschwärzten Balken durch den grellen Lichtkegel der Scheinwerfer, hinein in die grenzenlose Finsternis. Ein kreisrundes Bild in tiefschwarzem Rahmen. Keine Bewegung ist zu sehen. Nur das Klatschen der Transmissionsriemen, das Arbeiten der Maschine, das leise Gurgeln des aufsteigenden Öls geben dem Bild Leben und Zweck.

„Machen wir uns nichts vor, Vic!" bricht endlich Frank das Schweigen, „wir haben uns alles ganz anders vorgestellt. Als wir damals in Nogales in den Besitz der Option kamen, glaubten wir, daß Tampico uns zu Füßen liegen werde. Und wie sieht es in Wirklichkeit aus? Wir müssen froh sein, wenn man uns, von deren Willen allein das ganze Millionengeschäft abhängt, mit lumpigen fünf Prozent abspeist."

„Ja, du hast recht, auch ich bin enttäuscht. Aber es ist immerhin gutes Geld. Dieser kleine Brunnen da wirft viertausend Tonnen im Tag. Und es gibt Brunnen mit zwanzigtausend, ja mit fünfzigtausend Tonnen im Tag."

„Stimmt. Aber es gibt auch trockene Löcher. Und wenn wir Pech haben, sind unsere Aktien und unsere Beteiligung wertlos. Ich weiß nicht, ob es nicht klüger wäre, die Optionsrechte einer anderen Gesellschaft zu verkaufen."

„Vielleicht!" Mit gesenkten, grübelnden Köpfen, die Fäuste in die Taschen gestemmt, stehen die beiden beim Favoritbrunnen. Öl quillt aus dem Schlamm zu ihren Füßen, Öl gurgelt durch das Leitungsrohr neben ihnen, Öl tropft von dem verdorrten Gestrüpp, Öl hängt in der Luft, die sie atmen.

„Es geht ja doch nicht ohne uns! Noch sind w i r die Besitzer der Option!"

„Frank! Vic!" brüllt eine aufgeregte Stimme. Wie ertappt wenden sich die zwei um und sehen in der Finsternis hinter sich das lichte Viereck der offenen Tür, in der ein langes schwarzes Schattenbild steht und mit beiden Armen nach ihnen winkt. „Frank! Vic! Kommt schnell her!"

„Kein Wort vorderhand zu Gus!" zischelt Frank seinem Freunde zu, während sie zur Baracke laufen. „Was ist geschehen, Gus?"

Gus zieht die beiden in den Raum und schließt die Tür. „Was geschehen ist?" Mit stieren Augen starrt er auf die zwei, die Narbe springt blutrot aus seinem Gesicht, die Fäuste liegen geballt auf der Tischkante. „Eine verdammte Schweinerei ist geschehen! Collins hat eben angerufen. Wißt ihr", seine Stimme schwillt zu einem dröhnenden Brüllen an, „wißt ihr, wer die Option auf euer Ölland hat?"

„Wir doch!"

„Zum Teufel, nein! Die Vulkan Company!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen mit der Bärenmütze.

Fröhliche Geschichte

von **Clara Schünemann-Kruyskamp.**

Angela hatte seit je ein rührendes Gesicht. Aber jetzt unter der mächtigen Bärenmütze wirkte es besonders winzig und verloren. Das ganze Mädel steckte heinzelmännchenhaft in einem wollgestrickten Rodelanzug, der alle Regenbogenfarben zeigte. Amandus Deumer meinte, er habe ein Kind vor sich, und nannte es demgemäß „du", was Angela mit einem zuerst spitzbübischen, dann jedoch unerklärlichen Lächeln geschehen ließ.

Amandus Deumer lebte bereits sieben Tage in der Stadt. Er war Gelehrter; man wußte es vom Bahnhof bis zum „Grünen Krug", dem Beginn des Städtchens sozusagen und dem Schluß. Was man nicht ahnte, war, daß er nach einer argen Liebesenttäuschung in Zukunft seine Tage lediglich dem Werk zu widmen gedachte.

Da er die Anziehungskraft des ewig Weiblichen nicht vollends entbehren konnte, hatte er sich diesem kleinen Mädel zugesellt, das so ergötzlich plauderte. In einer nachmittäglichen Mußestunde standen sie gemeinsam am Wallabhang und sahen der rodelnden Jugend zu. Manchmal zog auch wohl Angela einen schmalen Holzschlitten hügelan, und Amandus klatschte Beifall, nun sie die eisglitzernde Bahn heruntersauste und tadellos das Ziel erreichte. — „Das hast du geschickt gemacht", lobte er. „Wenn es Frühling wird, bekommst du einen großen Ball, einen wunderschönen, bunter als dein Rodelanzug." — „Bunter?" — Man konnte schwerlich glauben, daß dies möglich sei. Aber er malte die Farbenpracht des in Aussicht gestellten Geschenkes in so eindrucksvollen Worten, daß Angela den prächtigsten Regenbogen dagegen als blaß empfinden mußte.

„Solch ein kleines Persönchen und solch eine große Bärenmütze!" dachten belustigt die Leute, die Angela nicht kannten. Die hingegen ihren Namen wußten, sagten: „Man sollte es nicht glauben, zwanzig Jahre und dabei so winzig! Doch zähe ist sie wie ein Junge."

Angela gefiel sich in der ihr unversehens zugeteilten Rolle. Sie verstand den Mann, tausendmal mehr, als er ahnte. Sie spürte mit dem Feingefühl der Liebenden seinen Widerstand den Frauen gegenüber und steckte sich fürsorglich hinter seine alte Wirtin, daß diese ja nichts von Angelas Fräuleintum verriete.

Vierzehn Tage ging es gut. Dann eines Nachmittags stand Lydia Krahl am Wallabhang. Lydia schwärmte insgeheim für den Gelehrten. Nun sie ihn unverhofft bei Angela entdeckte, trat sie hastig zu den beiden. Der ehemaligen Schulgefährtin blieb nichts anderes übrig, als sie vorzustellen. Lydia strahlte, wenngleich Amandeus Deumer seine Gleichgültigkeit nicht verbarg. Im Laufe des von ihr absichtlich in die Länge gezogenen Gesprächs merke Lydia zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß der Mann Angela „du" rief und den Arm vertraulich um des Mädchens Schultern schlang. Erstaunt öffnete sie den Mund. „So also steht's? Meinen Glückwunsch! Das nenne ich eine Überraschung, Angela! Du bist von unserer Klasse die erste, der man gratulieren darf!" — Sie war zweifellos ein wenig neidisch. Doch artig zog sie ihren Strickhandschuh mit der bunten Stulpe aus und hielt dem vermeintlichen Pärchen die Hand entgegen.

Amandus blickte überrascht von Lydia zu Angela. Seine kleine Freundin war blaß und erschrocken. — „Nein, sowas!" staunte er. Aber es klang doch ein leiser Ton Ungläubigkeit in seiner Stimme.

Angela lief durch die Dämmerung davon. Sie schämte sich. — „Eingeschnappt?" fragte Lydia den Mann. „Aha, ich verstehe, es sollte noch geheim bleiben? Dann muß man es nicht zeigen", tadelte sie ein wenig von oben herab. Sie war zweifellos neidisch. — —

Angela quälte sich mit Selbstvorwürfen. In welche Lage hatte sie den Mann gebracht! Nun wußte gar noch Lydia, die Schwätzerin, davon!

Still setzte sie sich hin und schrieb ein Briefchen, das etwa folgendes besagte: Sie sei keine zwölf und keine dreizehn, sondern runde zwanzig. Amandus möge ihr verzeihen. Sie hätte es verschwiegen, weil . . . nun ja, weil es so schön gewesen sei und er die Frauen nimmer möchte. Auf den

bunte Ball habe sie sich närrisch gefreut, ob er es glaube oder nicht. —

„Mit dem Schicksal kenne sich einer aus! Da hat man solch ein Mädel auf eine onkelhafte Weise lieb, und dann wird dieses vermeinliche Kind plötzlich ein Fräulein, das man zu einem Verlöbnis mit mir beglückwünscht", schalt Amandus währenddessen. — Warum denn nicht? — Warum denn nicht? pochte naseweis sein Herz. Es war geradezu verwandelt!

Als das Brieschen auf den Schreibtisch flog, gebärdete sich der ganze Amandus Deumer wie toll, warf die Feder hin, schlug die gelehrten Bücher zu und lachte knabenhaft: „Nein, sowas! Ich dummer „kluger" Mann!"

Seinem Herzen folgend, rannte er über die Straße und läutete am Nachbarhaus. Angela öffnete die Tür. Sie erschrak ein wenig. Er aber lächelte, und dieses vertraute Lächeln beruhigte sie seltsam.

„Da wir nun einmal bei dem „Du" sind, ist es unsinnig, hinfort etwas anderes zu sagen, nicht wahr?" —

„Ja", nickte Angela.

Er sah sie an. So ohne die Bärenmütze wirkte sie nicht ganz so winzig. Das Kleid lag lang und grün um ihr Figürchen. Sie unterschied sich in nichts von einem Fräulein, nur, daß sie zierlicher und schöner war als andere.

„Nein, wie du gewachsen bist", wunderte er sich. „So auf einmal! Oder bilde ich mir das ein?"

Da stellte sie sich auf die Zehenspitzen. Er nahm sie übermütig bei den Schultern. Jahre fielen von ihm ab, so jung ward er. „Den bunten Ball bekommst du trotzdem. Wer weiß, ob ihn nicht eines Tages unsere Buben . . ."

„Pst!" Angelika legte ihm ihre Hand auf den Mund. Aber sie lächelte, glücklich wie . . . nun, wie nur ein kleines Fräulein lächeln kann.

Der Esel und das Kamel.

Eine Tierfabel von Will Vesper.

Ein Esel und ein Kamel lebten in Freiheit auf einer großen schönen Steppe, wo es ihnen wohlgefiel und sehr gut ging. Eines Tages, als sie sich sattgefressen hatten, wurde der Esel nach der Art seines Stammes übermütig, schlug hinten und vorne aus und sagte zu dem Kamel: „Ich habe so große Lust, ein Lied zu singen." „Halte den Mund", sagte das Kamel. „Es geschieht gewiß ein Unglück, wenn du singst."

„Ach was," sagte der Esel, „ich habe solche Lust zu singen. Ich kann sie nicht bezwingen." Er hob den Hals und sang zum Erbarmen schön. Eine Karawane von Kaufleuten, die in der Nähe vorüberkam, hörte den Gesang, und einige von den Knechten liefen herbei, fanden den Esel und das Kamel, fingen sie ein und trieben sie mit ihren anderen Tieren davon. Der Esel aber wurde bald matt und müde, vielmehr faul wie er war, stellte er sich so, als könne er nicht mehr laufen und warf sich zur Erde. Die Kaufleute aber wollten den Esel nicht zurücklassen, und einer sagte: „Wenn wir ihn erst zu Hause haben, wollen wir ihn schon erziehen. Jetzt aber mag ihn das Kamel nach Hause tragen. Es hat ja ohnedies nichts zu tun."

Sie ergriffen also den Esel und legten ihn dem Kamel auf den Buckel, so daß dieses den Anstifter seines Unglücks auch noch mit vieler Mühe schleppen mußte.

Gegen Abend kam die Karawane in ein hohes Gebirge und zog einen schmalen Pfad hinauf, der steil an einem Abgrund hinführte. Mit einem Mal sagte das Kamel zu dem Esel: „Du, ich habe so große Lust zu tanzen."

„Um Gottes Willen," rief der Esel: „du wirst doch hier nicht tanzen. Ich falle ja hinunter und breche den Hals."

„Aber ich habe solche Lust zu tanzen", sagte das Kamel, „ich kann sie nicht bezwingen." Und schon begann es hinten und vorne hochzugehen und einen gewaltigen Tanz aufzuführen. Gleich bei den ersten Schritten flog der Esel herunter und in den Abgrund hinab, aus dem ihn nur die Raben wieder herausholen konnten.

So geht es, wenn man zur Unzeit seine Künste zeigen will. (Nicht nur in der fernen Steppe, sondern auch in der nächsten Nähe. Wieviele singende Esel haben wir doch mitzuschleppen!)



Bunte Chronik



Ein Ire, der die Schotten kennt.

Bernhard Shaw wurde eines Tages gebeten, etwas Nettes über die Schotten auszusagen. Nun gibt es bekanntlich Schottenwitze wie Sand am Meer, aber diesen, den der Dichter mit grimmigem Behagen vortrug, will er selbst miterlebt haben.

Ein reicher Engländer — so erzählte Shaw — hatte eines Tages den Spleen, ein Frühstück der Nation zu geben. Sein Gutsnachbar, ein Schotte, erhielt eine persönliche Einladung: „Lieber Cullingham", sagte der Gastgeber, „ich werde demnächst ein internationales Picknick veranstalten. Die wichtigsten europäischen Nationen werden bei mir durch würdige Gäste vertreten sein und das schönste Erzeugnis ihres Landes zur Tafel beisteuern. Ich würde mich deshalb freuen, auch in Ihnen den Vertreter Schottlands begrüßen zu dürfen!" — Zur festgesetzten Stunde stieg das Picknick. Von den Gästen erschien zunächst ein Italiener und brachte einen Korb köstlicher Melonen, nach ihm ein Deutscher mit einer Batterie von Flaschen erlesenen Rheinweins, ein Franzose mit Froschschenkeln und einer Flasche alten Bordeaux, ein Schwede mit dem berühmten Punsch seiner Heimat, ein Japaner mit einem Teller voll schmackhafter Bambusspitzen usw. Als letzter tauchte Mister Cullingham aus Schottland auf und brachte als „Spezialität" seinen — Bruder mit!

*

Affenjagd in Hollywood.

Im Filmviertel Hollywoods ist eine aufregende Massenjagd auf entsprungene Affen im Gange. Aus einem Affentrupp von 150 Tieren, die bei den Aufnahmen für einen Film des amerikanischen Filmsängers Bing Crosby mitwirken sollten, konnten infolge ungenügender Bewachung 79 Affen ausreißen, und bisher hat man nur 7 von ihnen wieder einfangen können. Die Tiere flüchteten auf Bäume und Telegraphenmaste, drangen aber auch in Privathäuser und Restaurants ein und erschreckten dort Bewohner und Gäste. Mit großen Schmetterlingsnetzen bewaffnet, ist eine Schar von „Affenjägern" hinter ihnen her, die sich die auf das Fangen der Tiere ausgesetzte Prämie von je zwei Dollar verdienen wollen. Die Befürchtung, daß eine Anzahl Affen sich in der kalten Luft der Novembernächte Lungenentzündung und damit den Tod zuziehen könnten, treibt die Jäger zur größten Eile an. Auch Bing Crosby, der in dem Film 200 000 Dollar investiert hat, ist an der Wiedererlangung der Tiere sehr interessiert.



Lustige Ecke



Unmöglich.



„Das da müssen Sie in dem Gepäcknetz anbringen!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.